

Ottmar Fuchs

Katholisch in England

Begegnungen und Eindrücke

„I am fed up with that child“ („Ich hab’ genug von diesem Kind“). Die charman- te Gastgeberin stöhnt und stellt die heulende Zweijährige ruckartig wieder auf die Beine. Es ist nicht mehr auszumachen, ob die tapsige Kleine über die herum- liegenden Spielsachen gestolpert ist oder ob ihr zwei Jahre älterer Bruder sie wie- der mal vom „wertvolleren“ Spielzeug mit einem kurzen, aber heftigen Schubs wegbefördert hat. Die Mutter, kaum über 25, erwartet ihr drittes Kind. Sie ist leicht überfordert, denke ich. Als ihr Gatte, um einiges älter als sie, Nachkomme einer alten englischen Adelsfamilie („some sort of knighthood“ meinte der Pfar- rer, den ich begleite), zur Begrüßung einen Sherry holt, sagt sie leise, aber fest und nachdrücklich: „Das ist das letzte („definitely“), mag der Papst sagen, was er will!“ – Wir sind in einer katholischen Familie!

Ein paar Tage später – ich versuche, mir in der großen Universitätsbibliothek in Manchester etwas Überblick über die englischsprachige Literatur zur prakti- schen Theologie zu verschaffen – lese ich in einem Mythenbuch, daß das Chri- stentum mit den heidnischen Fruchtbarkeitskulten nie etwas hat anfangen kön- nen. Nicht ganz, so finde ich, und denke an diese junge Mutter zurück, mit der ketzerischen Anwandlung: Ist nicht die legitimatorische Reduktion der sexuellen Liebe auf den Nachwuchs ein Fruchtbarkeitskult eigener Art, allerdings (mit umgekehrten Vorzeichen, was die Lust anbelangt) so, daß die sakrale Unzucht dabei der alltäglichen Zucht zu weichen hat?

Ich befinde mich auf einer Besuchsreise in England, nicht an der touristisch fa- vorisierten Südküste oder in Cornwall oder in Nord-Wales, sondern in Mittel- england, wohin relativ wenige ausländische Besucher gelangen. Irgendwo zwi- schen Liverpool und Grimsby, Birmingham und Leeds. Große Städte in Kohle und Stahl, mittlere Städte mit kleinen Industrien und großen Steinbrüchen, viel Farmland und Naturschutzgebiet dazwischen. Ich kenne diese Gegend von zwei längeren Aufenthalten 1969 und 1971 in einer mittelgroßen Stadt in der Nähe von Manchester: einmal als Hilfspfleger in einem Heim für spastisch gelähmte Menschen, dann als Diakon in der dortigen Pfarrgemeinde. Übrigens: Meine diesjährigen Eindrücke sind zwar authentisch, aber ihrer Repräsentanzfähigkeit kann ich nur als relativ hoch *vermuten*. Vieles, was dort der Fall ist, gibt es na- türlich auch bei uns. Dort jedenfalls ist es mir besonders aufgefallen.

Zurück in jenes herrschaftliche Manorhaus auf dem Land in Mittellengland. Daneben steht die Dorfkirche, ein Kleinod der frühen englischen Gotik bis hin zu späteren Erweiterungen im Perpendicular, jener Hochgotik, die über breite Fenster viel Licht in die ehemals dunklen Kirchen einbrechen ließ. Darin zeigt uns der Gastgeber nicht ohne Stolz die Gräber seiner Ahnen, die ältesten bis aus dem 13. Jahrhundert. Nach der Glaubensspaltung hat sich auch die Familie gespalten. Der katholische Teil stellte zu Cromwells Verfolgungszeiten den Katholiken (unmittelbar neben dieser anglikanischen Dorfkirche) die große, jetzt über 700 Jahre alte Speisehalle im Manorhaus zur Verfügung: um sich dort heimlich zu treffen und die Messe lesen zu können. Jetzt, so bemerkt der Nachfahre, gehen die beiden Teile der Familie „höflich“ miteinander um.

Wir stapfen durch den nieseligen Novemberregen über den Kirchhof mit seinen schiefen alten Grabsteinen zurück in die warme Stube mit dem übergroßen Kaminplatz; früher war hier nämlich die Küche mit ihrer umfangreichen Feuer- und Kochstelle. Während die Frau uns verläßt, um Tee zu machen und diverse Biskuits, Plätzchen und Kuchenstückchen zu bringen, erzählt der Mann (er arbeitet offensichtlich in höherer Position im Management eines Konzerns) von seiner Erziehung in einem Internat, das von Benediktinern geleitet war, und von seinem Studium in „Oxbridge“ (eine Abkürzung für die englischen Universitätsstädte Oxford und Cambridge; auf meine Frage, warum es nicht „Camford“ heiße, lacht er: Das klinge doch recht lasch, und außerdem sei Oxbridge in seinem Kontrast zwischen der wenig elaborierten Ochsenbrücke zu den hochangesehenen wissenschaftlichen Universitäten doch sehr selbstironisch). Ich verstehe sein exzellentes Englisch ausgezeichnet: klassische Aussprache und viele Latinismen (wie mir auch die Lektüre von Agatha Christie mit ihrer angelsächsischen Alltagssprache schwerer fällt als theologische Fachliteratur).

Dies war auch der Grund, warum ich nach der Messe am gleichen Sonntagmorgen längere Zeit mit ihm gesprochen habe, in der katholischen Kirche der nahegelegenen Kleinstadt, immerhin eine halbe Stunde Autofahrt von seinem Dorf entfernt. Dessen anglikanische Kirche hätte er keine 20 Meter neben seinem Haus. Irgendeine Animosität gegen die weitgehend anglikanische Dorfgemeinde ist nicht festzustellen, im Gegenteil: Er selbst wird immer noch anerkannt als so etwas wie ein Patron dieses Landstrichs, er wird zu den Kirchenfesten eingeladen, stellt den Vorplatz und größere Räume zu Feiern oder zu Treffen zur Verfügung und hat zum Reverend der Gemeinde freundschaftliche Beziehungen.

In dem angesprochenen Gottesdienst hatte ich heikle Gefühle. Es war Remembrance-Day, jener Sonntag im November, an dem das englische Volk überall in Stadt und Dorf der Gefallenen der zwei Weltkriege gedenkt, blutrote Papierblüten im Knopfloch und entsprechende Kränze an den örtlichen Erinnerungsstätten. In feierlichen Zügen defilieren bei erinnerungsschwerer Militärmusik die Kriegsveteranen durch die Innenstädte. Das Fernsehen überträgt lange

ihre Prozession am Cenotaph in der City von London. Sehr ernst und stolz mit ihren Ehrenabzeichen, eindrucksvoll besonders die vielen Invaliden, die Blinden geführt und die Gelähmten in Rollstühlen geschoben von ihren Kameraden, dazu alte Männer mit entstellten, halbverbrannten Gesichtern. Solange sie können, lassen sie es sich nicht nehmen, dabei zu sein. Ich denke an meinen Vater, der seine Wehrmacht-Hakenkreuzorden für besondere Tapferkeit nie mehr aus dem untersten Bereich seiner Dokumentenschachtel hervorgeholt hat. Nicht primär weil der Krieg verloren wurde, sondern weil er sich für diesen Krieg zugunsten eines unmenschlichen Regimes schämte. England dagegen kann sich offensichtlich mit Stolz eines notwendigen Krieges um der Verteidigung und Gerechtigkeit willen erinnern.

In distanzierter wie respektvoller Akzeptanz (die auch sonst das Verhältnis von Katholisch zu Englisch ausmacht) dieses weltlichen Nationalfeiertags erlaubt das liturgische Direktorium nur eine Messe an diesem zweiten Sonntag im November zur Feier des Gedächtnistags. Der Pfarrer hatte mich gebeten, just diesen Gottesdienst zu übernehmen: Ein deutscher Priester zelebriert in einer Kirche in England den Gedenkgottesdienst für die Männer, die größtenteils von Deutschen getötet wurden. Für einen Gutteil der Gemeinde, so beschwichtigte mich der Pfarrer, sei einmal das Katholischsein und noch darüber hinaus ein Priester ein übernationales Gebilde. Hier sei ich nicht zuerst deutsch, sondern einer, der die Messe „sagen“ kann; meine Nationalität sei demgegenüber relativ belanglos. Für den Minoritätsstatus der katholischen Gemeinden sei diese katholische Zugehörigkeit von Besuchern immer zuerst eine willkommene Bereicherung und Bestätigung aus der „Fremde“, zunächst abgesehen davon, woher man komme. Dennoch thematisiere ich die Situation in der Ansprache, und manche Kirchgänger sprechen mich anschließend darauf an.

Ich verlasse die Sakristei mit einem Schmunzeln: Ich erblicke zwei durchsichtige Plastikbecher mit milchweißen Plastikdeckeln; auf einer steht „candles“ (Kerzen), auf der anderen „holy souls“ (arme Seelen). In beiden sind nur wenige Münzen. Viel Geld gibt es hier ohnehin nicht, auch nicht für die Lebenden. Was ich allerdings allenthalben spüre, ist ein unaufdringliches geistliches Leben, zum Teil rührend in seiner konservativen Treue und zugleich unglaublich fortschrittlich in seiner herzlichen Offenheit.

Offenheit und Vielfalt

In einer anderen Stadt mittlerer Größe habe ich mich mit dem Pfarrer angefreundet. Er erzählt und läßt mich Leute treffen, die erzählen.

Das Fenster der Sakristei überblickt den Haupteingang der kleinen neugotischen, gerade 100jährigen Kirche. Als wir uns für den Gottesdienst vorbereiten,

macht mich der Pfarrer auf zwei vorsichtig gehende Männer aufmerksam: Die beiden kommen aus Italien. Der jüngere, ca. 50jährige, arbeitet seit vielen Jahren hier und war in dieser Zeit nie in der Kirche. Vor einigen Monaten hat er seinen Vater aus Italien geholt, weil er zu gebrechlich wurde, um allein zurechtzukommen. Er versteht kein Wort englisch. Wenn er mich sieht, weint er und küßt mir die Hände. Kirche und Priester sind für ihn offensichtlich der letzte Rest seiner Heimat, die er verlassen mußte. Die beiden kommen jeden Sonntag, manchmal auch werktags zur Messe. So stark ist die Macht des ohnmächtigen Vaters auf den bislang „fernstehenden“ Sohn.

Nach dem Gottesdienst lerne ich eine junge Frau kennen, die sehr in der Kinderarbeit der Gemeinde engagiert ist und insbesondere mit exzellentem musikalischem Geschick die Kinder für die Gestaltung der Gottesdienste vorbereitet. Sie ist mit einem jüdischen Mann verheiratet. Der Pfarrer schwärmt, wie wunderbar und hilfsbereit er ist: unverzichtbar für die Gemeinde! Hier seien die sogenannten Mischehen wirklich eine unersetzliche Chance zur Erfahrung gegenseitiger Toleranz und Solidarität. Wenn man sich schon gegen die rassistische Apartheid wende, dann müsse dies auch zwischen den Religionen und ihren Institutionen (hier der Ehe) gelten: nämlich daß sie gegenseitig offen sind. Das Wort „Mischehe“ sei eigentlich rassistisch, weil es in der nach wie vor weitverbreiteten Apartheidsmentalität ein negativ besetztes Wort sei. Ich staune: In diesem Kontext hatte ich die ganze „Problematik“ noch nicht gesehen.

Als konfessionelle Minderheit, die darin nicht ohne eine große Anzahl von Mischehen auskommt (will sie sich nicht ghettoisieren: in der mittenglischen Diözese Nottingham mit den Großstädten Manchester, Derby, Sheffield usw. hält sie knapp 4,3 Prozent der Gesamtbevölkerung, von denen übrigens mehr als ein Drittel den Sonntagsgottesdienst besucht), hat die katholische Kirche in England die Erfahrung gemacht, daß die anwachsende Scheidungsrate bei Katholiken nicht signifikant mit der Mischehenfrage zusammenhängt. Lakonisch sagt ein Gemeindepfarrer im Managementjargon: „Unsere Mischehen funktionieren besser als die ‚rein‘ katholischen.“ Seit 1981 gibt es übrigens in der Diözese einen Verband für getrennt lebende und geschiedene Katholiken, wobei das herausragende Ziel aufhorchen läßt, bei diesen den Status gleichrangiger und berechtigter Mitglieder der Kirche zu bekräftigen und von ihnen reiche Beiträge – „rich contribution“ – für das kirchliche Leben selbst zu erwarten!

Ich spüre es öfter, wie sich hier zum Teil (vom Minderheitenstatus sehr verständliche) konservative Kirchlichkeit nach innen mit einer praktischen Toleranz nach „außen“ verbindet. So wird dieses „Außen“ zum Beispiel in den „Mischehen“, also in den Entscheidungen der Katholiken, Nichtdazugehörige zu heiraten, ganz unkompliziert und soweit es eben geht in den eigenen Innenbereich aufgenommen. Dabei nimmt man nicht zuletzt die Entscheidungen der Gläubigen sehr ernst.

Als wir noch spät am Abend über Pluralität und Einheit diskutieren, meint der Pfarrer: Ich habe eingesehen, daß ich die Wichtigkeit meiner eigenen Person, meiner eigenen Anschauungen, meines eigenen Glaubens nicht auf Kosten der Herabsetzung anderer Personen, Anschauungen, Konfessionen und Religionen aufrechterhalten muß. Im Gegenteil. Ich bin jetzt selbstbewußt genug, mich und meinen Glauben auch ohne solche Strategien wichtig nehmen zu können. Seitdem kann ich mich über jede Partizipation von Menschen in der Gemeinde freuen, mag sie noch so geringfügig oder widersprüchlich erscheinen bzw. sein. Ich will nicht mehr überall aufs Ganze gehen müssen und auch nicht mehr das Ganze von jedem Menschen haben. Das bekommt auch mir sehr gut. Seitdem kann ich mit anglikanischen Mitchristen ohne Hintergedanken (also ohne den zwar mental abgelehnten, aber vom Bauch her kommenden, hintergründig spürbaren Zugriff auf ihr „Alles“) sprechen. Ich versuche zu erklären, daß wir hierfür im Deutschen ein gutes Wort haben, nämlich „*teilhaftig*“ zu sein im doppelten Sinn dieses Begriffs: Wer sich *teilhaftig* einbringt, wird auch offen dafür, anderer (Anteile von Menschen und Ideen) *teilhaftig* zu werden. Später lese ich in der Manchester-Bibliothek den interessanten Satz aus dem Buch „Einheit und Vielseitigkeit im Neuen Testament“ von James D. G. Dunn, „daß die größte Häresie von allen Häresien das Insistieren darauf ist, daß es nur *einen* kirchlichen Gehorsam und *eine* Orthodoxie gebe“¹.

Daneben fehlen auch nicht die anderen Töne, welche die Konfessionsfrage im Horizont der Macht und des Prestiges anschlagen. So erzählt die anglikanische Frau eines katholischen Geschäftsmanns, als dieser gerade den Raum verlassen hat, daß ihr Mann sie niemals zur Konversion gedrängt hat. Aber die Schwiegermutter kann ihren Spruch nicht lassen: „Was du nicht besiegen kannst, dem mußt du dich unterwerfen.“ Sie selbst ist gar nicht so sehr in der anglikanischen Kirche beheimatet, will aber einen solchen Schritt ihren eigenen Eltern nicht antun. Und von den Mitgliedern seiner Familie, so sagt sie, hört sie zwar immer wieder betuernd, man wolle sie nicht drängen und sie solle sich in Freiheit entscheiden, aber zugleich spürt sie unterschwellig doch immer einen leisen, aber festen und nachhaltigen Druck. So steht sie ständig im Spannungszustand zweier Familien. Das jahrhundertelange Minderheitsbewußtsein der katholischen Kirche in England hat eine tiefsitzende Konversionssehnsucht bezüglich derer aufgebaut, die zwar zur Familie, aber nicht zum eigenen Glauben gehören. Konversion ist wirklich das „Höchste“, was einem Nichtkatholiken passieren kann, erklärt mir nicht unironisch der Pfarrer. Der Konversionsdruck ist bei aller Freundlichkeit und Offenheit mitunter noch ausgesprochen stark.

Dennoch: Die Pluralitätskraft der katholischen Minderheitsgemeinde ist auf der anderen Seite höchst beachtlich, stellenweise fast unglaublich: nicht nur zwischen katholisch und nichtkatholisch, sondern auch unter den Katholiken selbst. Viele Zugewanderte sind katholisch und finden sich zum Teil in den kleinen

Pfarreien wieder, mit ihren ganzen nationalen und kulturellen Unterschieden (z. B. zwischen italienischen und polnischen, zwischen südamerikanischen und afrikanischen Katholiken). Die schon sehr weit fortgeschrittene multikulturelle Gesellschaft Großbritanniens² potenziert sich in den katholischen Pfarreien um einiges. Selbstverständlich gibt es deswegen auch massive Spannungen. Der Pfarrer erzählt dazu: Früher habe ich mir Gemeindeaufbau immer unter dem Bild eines harmonischen Konzerts vorgestellt, heute erkenne ich an, daß es in der Pfarrei viele Konzertgruppen, Ensembles und auch Einzelspieler mit unterschiedlichen Instrumenten gibt, die nicht unter eine Partitur zu bringen sind, sondern die im Gegenteil ihre eigene harmonische Melodie oder auch ihren melodiarmen Rhythmus spielen. Um den Menschen und Gruppierungen gerecht zu werden, muß ich mich auf deren eigene Töne konzentrieren, damit ich sie in ihrem Eigenwert heraushören kann.

Mir gefällt dieses Bild unmittelbar. Ich denke an ein Konzert eine Woche vorher in der Queen Elizabeth Hall in London, wo junge moderne Künstler zum Teil in Premieren ihre Werke vorstellten. Noch nie ist mir der Unterschied zwischen der klassischen und der („atonalen“) modernen Musik so deutlich erlebbar geworden: Geraten die Instrumente in der klassischen Musik unter den „kollektivistischen“ Druck vorgeschriebener gemeinsamer Melodithemen, deren Ausführung sich alle Instrumente zu unterwerfen haben, so lebte die Musik dieses Konzerts von der Kraft und Individualität der Einzelinstrumente. Sie spielen sich selbst, entfernen sich voneinander, treffen sich teilweise und geraten zuweilen auch ganz wieder „melodisch“ zusammen. Man muß sich an das Zuhören gewöhnen, weil meine Ohren zunächst zu wenig Harmonie und zu viel Widersprüchliches und Dissonantes wahrnehmen. Allmählich freilich wird das Zuhören zu einem Genuß eigener Art, indem man Einzelinstrumente in ihrer Kraft gegenüber den anderen und zugleich in ihrer Selbstrücknahme verfolgt und spürt, daß auch hier ein Miteinander zutage kommt, freilich eines, das nicht reglementiert, sondern auch widersprüchliches „Gegeneinanderspielen“ in sich aufzunehmen vermag.

Mein „Umhören“ in diesem Konzert assoziiere ich unwillkürlich mit der Umstellung, die der Pfarrer in der Sicht seiner Gemeinde und ihrer „Einheit“ erreicht hat³. Ihm geht es nicht mehr um die Einheit des Einheitlichen, sondern um die Einheit der in ihrer Authentizität farbig und widersprüchlich bleiben dürfenden Einzelmenschen und Menschengruppen, in der Hoffnung darauf, daß gerade dann, wenn sie sich selbst authentisch leben dürfen, nicht nur eine um so größere gegenseitige Spannung, sondern auch eine um so größere wechselseitige Bereicherung stattfindet, nicht zuletzt schon dadurch, daß man sich nebeneinander anerkennend wahrnimmt, aushält und gegenseitig im Anderssein schützt.

Diakonie in Spannungen

Als besonderes Merkmal ist in diesem Zusammenhang das nicht spannungslose, aber doch insgesamt gute Zusammensein von englischen und irischen Katholiken hervorzuheben, einschließlich ihrer oft massiven sozialen Unterschiede. So besuche ich eine ehemalige Kollegin, mit der ich vor zwanzig Jahren im Zentrum für spastisch behinderte Menschen gearbeitet habe. Ich erkenne sie nicht wieder: bleich, abgemagert, mit zuckenden Mundwinkeln. Ihr „Abstieg“ fing vor Jahren mit starken Depressionen an, sie mußte ihren Pflegeberuf aufgeben. Nach mehreren Aufenthalten in psychiatrischen Kliniken ging es ihr wieder so gut, daß sie ihren Beruf aufnehmen konnte, aber es gab keine freien Stellen mehr, vor allem nicht für sie in ihrem Alter, so sehr sie sich bemühte. Dies hat sie in neue Depressionen hineingestürzt. Sie muß von (umgerechnet) 390 DM Rente im Monat leben. Inzwischen ist auch ihr Vater, der mit der Familie als junger Mann wegen der besseren Arbeitsmöglichkeiten von Irland nach England umgesiedelt war, gestorben. Der „Thatcherismus“ hat hier wie vielerorts hart zugeschlagen, meint die Ordensschwester, der ich beim Weggehen die Klinke in die Hand gebe.

Ja, die Ordensschwestern in England, wenn es die nicht gäbe! Als Gemeindeschwestern, die sich besonders um die Armen kümmern, als Lehrerinnen in den katholischen Schulen, die sie auch selbst führen, in der Leitung von Altenheimen und in der Pflege alter Menschen, in der Führung und Betreuung vieler anderer caritativer Einrichtungen. So gibt es in der Diözese Nottingham mit 142 000 Katholiken 68 Grundschulen und 30 weiterführende Schulen in katholischer Trägerschaft, die zum größten Teil auch von nichtkatholischen Schülern besucht werden. Neben den 115 Pfarreien und 200 Priestern dieser Diözese gibt es über 240 Ordenskonvente.

Mit wenigen Ausnahmen kommen die Schwestern aus Irland und aus dort meist im 19. Jahrhundert gegründeten Kongregationen. Zum Profestjubiläum einer befreundeten Schwester bin ich für ein paar Tage Gast im Konvent. Neun Schwestern leben und arbeiten hier: im caritativen Bereich der Pfarreien, im Mittragen sozialer Arbeitskreise von Christen zum Beispiel für die rapid ansteigende Anzahl der Obdachlosen und Bettlern in den Städten, in der organisatorischen und pädagogischen Führung von zwei Schulen mit Hunderten von Kindern und einer beträchtlichen Anzahl von Fachlehrern. Sehr unterschiedliche Frauen mit einprägsamen charaktervollen Gesichtern, zwischen 40 und 80 Jahren, nur eine Engländerin. Am ersten Abend erzählen sie sich hemmungslos irische Witze (mit den traditionellen englischkritischen Spitzen), mit der verschmitzten Vergewissung, daß die „Englische“ erst morgen wieder von einer Tagung zurückkommt. Nichts Böses ist hier dabei, nur die Freude am eigenen Stolz des Irischseins.

Es sind die Tage, in denen sich entscheiden muß, ob jener mutmaßliche irische Terrorist in Dublin nach wochenlangem Hungerstreik (um seine Auslieferung

nach London zu verhindern) sterben wird. Am Abend betet eine Schwester in den Fürbitten der Komplet, Gott möge ihn besser in Irland als in England sterben lassen. Kein Gedanke daran, daß er den Hungerstreik aufgeben dürfe, könne oder solle. Dies ist die harte Seite der irischen Seele, die bis in die Spiritualität hineinreicht. So war man abends beim Fernsehen völlig damit einverstanden, als die Schwester des Gefangenen in einem Fernsehinterview sagt, ihr Bruder werde niemals aufgeben. Als der Mann schließlich auf Wunsch seiner Eltern den Hungerstreik abbricht, obwohl man ihn nach London überführt, verschwindet er aus dem Interessehorizont der Schwestern. Fast spüre ich etwas Enttäuschung.

Die Schwestern sprechen mich auf die deutsche Wiedervereinigung an und wissen, daß alle diese Veränderungen im Osten dem Papst zu verdanken sind. Ich will vorsichtig korrigieren und erzähle von der evangelischen Kirche in Ostdeutschland. Kein Erfolg. Der Papst genießt ein Superimage, wogegen jede Information wirkungslos ist. Dabei hätten diese Schwestern mit ihrem geistlichen Selbstbewußtsein, in ihrer hohen Verantwortung den jeweiligen Aufgaben gegenüber sowie in ihrer souveränen Freude und Heiterkeit eine solche ultramontane Identitätsanleihe (die ich aus der Perspektive einer jahrhundertlang nicht gerade hoch geschätzten Minderheit durchaus verstehe) gar nicht nötig. Aber ich bin hier der letzte, der eine diesbezügliche Problematisierung anführen möchte und dürfte. Wozu auch. Die Praxis dieser Frauen spricht für sich.

Etwas anders im Gespräch mit den Priestern, die ebenfalls zum Jubiläum gekommen sind, und mit denen ich am Vorabend zusammensitze: unverständliche Bischofsernennungen, unbegreiflicher Nachwuchs in den Seminarien („Die wollen wieder alte lateinische Messen halten!“⁴), mehr liturgische und kirchenrechtliche Reglementierungen als pastorale Hilfen „von oben“ (besonders hinsichtlich der Scheidungsproblematik). Diese Klagepartitur erscheint mir nicht englandspezifisch zu sein, weshalb ich hier lieber damit aufhöre. Nur eines: Ein älterer Pfarrer nimmt die katholische Wochenzeitung „The Universe“ vom 18. November 1990 in die Hand und bemerkt, daß nun schon die Anzeigen für die Wallfahrten nach Medjugorje die nach Lourdes übertroffen hätten. Das will etwas heißen; denn für einen englischen oder irischen Katholiken hatte bislang eine Wallfahrt nach Lourdes fast die gleiche Qualität (allenfalls könnte eine Fahrt nach Rom mithalten), die eine Wallfahrt nach Mekka für Muslime hat.

Als sich die Runde auflöst, spricht mich ein betagter Priester an: Unsere Leute haben zuviel Angst vor Gott. Wir sind selbst daran schuld mit unserer Wenn-Dann-Verkündigung, die am Ende mit der Hölle drohen muß. Wir müssen heute ganz anders von Gottes unermesslicher Liebe reden, die immer größer ist und niemals aufhört. Ich antworte ihm, indem ich von einem lateinischen Manuskript erzähle, das ich ein paar Tage zuvor in der alten John-Rylands-Bibliothek in Manchester gesehen habe, etwa aus dem Jahr 1000 n. Chr., betitelt mit „Exultet-Rolle“, die vom Diakon am Karsamstag vorzutragen ist. Neben dem Text und

ihn unterbrechend eine ebenso einfache wie beeindruckende bunte Zeichnung des Höllenabstiegs Christi, wie er mit kräftiger Hand den ersten Menschen aus der Unterwelt heraufzieht, wie dieser wiederum mit seiner anderen freien Hand den Nachbarn links von ihm ergreift und mitzieht, wie dieser seinerseits mit seinem Nachbarn das gleiche tut, und so fort bis zum letzten Insassen. Mein Gesprächspartner strahlt übers ganze Gesicht: Genau das ist es, was ich meine.

ANMERKUNGEN

¹ J. D. G. Dunn, *Unity and Universality in the New Testament. An Inquiry into the Character of Earliest Christianity* (London 1977) 366.

² Vgl. dazu die sensible Auseinandersetzung mit dem Blasphemiebegriff im Kontext interkultureller bzw. interreligiöser Gesellschaften: R. Webster, *A Brief History of Blasphemy: Liberalism, Censorship and „The Satanic Verses“* (Southwold 1990).

³ Zu dieser Einsicht vgl. weiterführend meinen Versuch: *Zwischen Wahrhaftigkeit und Macht. Pluralismus in der Kirche?* (Frankfurt 1990).

⁴ Um nicht mißverstanden zu werden: Ich kann hier nur diese Stimmen und Stimmungen wiedergeben und behauptete damit nicht selbst, daß dies tatsächlich so sei; ich habe diesbezüglich keine Nachprüfungen angestellt.